

## **Eine Freundschaft und ihr unrühmliches Ende**

Der Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und CG Jung

*Von Ernst Spengler*

35 Jahre nach Freuds Hinschied und 13 Jahre nach dem Tode Jungs ist der Briefwechsel, den die beiden Pioniere der Tiefenpsychologie von 1906 bis 1913 gepflegt haben, veröffentlicht worden\*. Damit werden aufschlussreiche Dokumente zugänglich, bestehend aus 164 Schreiben Freuds, 196 Briefen Jungs sowie 7 von dessen Frau Emma – eine Quelle authentischer Information über die Entstehung der Freundschaft von Freud und Jung, den gemeinsamen Kampf um die Anerkennung der Psychoanalyse, den wissenschaftlichen Disput, aber auch über die persönlichen Gefühle und Einstellungen; erschüttert erlebt der Leser schliesslich den Bruch der Beziehung mit, dessen erste Anzeichen fast von Beginn an feststellbar sind und der sich mit unglaublicher Zwanghaftigkeit vollzieht.

\*

Die Einleitung von William McGuire, der das Werk mit Wolfgang Sauerländer herausgegeben hat, liest sich bereits wie ein spannender Roman: das Schicksal der Briefe über die Wirren zweier Weltkriege hinaus – Jungs Briefe in Freuds Besitz galten lange als verschollen – und die Schwierigkeiten, die sich einer gemeinsamen Publikation entgegenstellten, lässt das Vorliegen des über 700seitigen Werks als keineswegs selbstverständlich erscheinen, umso mehr als sich Jung der Veröffentlichung lange widersetzt hat, weil er sie erstens für „nicht besonders wichtig“ hielt, zweitens aber auch für zu persönlich, insbesondere bezüglich zahlreicher Zeitgenossen, über welche nicht nur Schmeichelhaftes zu Papier gebracht wurde. Es ist schliesslich einer Übereinkunft der Söhne – Ernst Freud und Franz Jung – vom Jahr 1970 zu danken, dass die Publikation zu einem Zeitpunkt zustande gekommen ist, da es noch Leute gab, die mit den Persönlichkeiten der beiden Forscher vertraut waren.

Den Anlass zum direkten Kontakt gab im Jahr 1906 der einunddreissigjährige Jung – seit 1905 Oberarzt am „Burghölzli“ und Privatdozent an der Universität Zürich –, indem er Freud den ersten Band seiner „Diagnostischen Assoziationsstudien“ sandte. Freud bedankte sich für die darin gewährte Unterstützung der Psychoanalyse; diese war damals heftig umstritten, und der Wiener jüdischer Abstammung schätzte die Hilfe des ersten Nichtjuden besonders. Jung, der am Anfang einer wissenschaftlichen Karriere stand, erwies sich bald als wackerer Streiter für Freud; beide führten schliesslich einen vehementen Feldzug wider die Gegner der Psychoanalyse, in dem „Eroberungen“ und „Bekehrungen“, aber auch Niederlagen zu verzeichnen waren. Wichtige Instrumente dieses Kampfes waren die psychoanalytischen Gesellschaften, die eigens ins Leben gerufen, und Zeitschriften, die neu herausgegeben wurden. Den damit verbundenen personellen und fachlichen Problemen ist ein beträchtlicher Teil der Korrespondenz gewidmet.

\*

Im Zentrum des Briefwechsels stand zunächst das Bemühen, für die Krankheitsbilder der Paranoia (Beziehungswahn) und der Dementia praecox (Schizophrenie) psychoanalytische Theorien zu formulieren. Freud hatte seine Konzepte an der Hysterie und den Neurosen entwickelt; ihm fehlte aber die klinische Erfahrung mit den Psychosen, während Jung diese aus seiner sechsjährigen Praxis am „Burghölzli“ mitbrachte. So entspann sich eine fruchtbare wissenschaftliche Symbiose, in der Jung, im Unterschied zu andern Anhängern Freuds, keineswegs bloss Schüler war: „Sie sind doch der einzige, der auch etwas vom Seinen geben kann“, schreibt Freud im Februar 1908. Bald betrachtet er Jung als Fortsetzer und Vollender seiner Arbeit, der auf die Psychosen anwendet, was er bei den Neurosen begonnen hatte. Aus der Zusammenarbeit entsteht eine persönlich Freundschaft, die während der seltenen Treffen (erstmalig im März 1907) vertieft wird. Trotz Differenzen und Missverständnissen, die zuweilen auftauchen, erhebt Freud Jung zum Thronfolger und will für die Zukunft alles in seinen Händen geborgen wissen.

Wie ist es zu erklären, dass Freud den um eine Generation Jüngeren, seinen „Sohn“, derart mit Erwartungen belastete, was zudem den Neid der Wiener Anhänger erweckte? Es ist zu vermuten, dass das Bemühen um die Sicherung der Zukunft mit dem Glauben Freuds an seinen baldigen Tod zusammenhängt. Im Sog seiner unkritischen Haltung gegenüber den „Periodizitätsgesetzen“ seines früheren Freundes Fliess grübelte Freud zwanghaft an Daten seines möglichen Todes, so mit der Zahl 51 (sein Alter im Jahr 1907); im April 1909 erwähnt Freud, er glaube, mit 61 oder 62 Jahren sterben zu müssen. Die Herzbeschwerden mochten Freud in seinem Glauben bestärken – von da scheint die Sorge um die Nachfolge, um die Bewahrung des geistigen Erbes einfühlbar.

\*

Wie intensiv Freud die Beziehung gestaltete, zeigt sich auch darin, dass er Jung zuweilen mit Briefen geradezu bombardierte; wenn er einen erhielt, musste er sogleich antworten, während Jung, was Freud oft beunruhigte und argwöhnisch machte, einen weit langsameren Rhythmus einhielt. Jung fühlte sich nicht wohl unter dem Druck der Ansprüche Freuds, und er hatte mehr als einmal seine „Schreibfaulheit“ zu rechtfertigen; die Freundschaft war ihm aber so wichtig, dass er sich anzupassen versuchte.

Je länger, je mehr verspürte er aber die innere Notwendigkeit, zu sich und seinem eigenen Denken zu stehen. Als er dies auch nach langem Zögern tat, nämlich in seiner Arbeit „Wandlungen und Symbole der Libido“, wo er insbesondere eine von der Freudschen abweichende Auffassung vom Sinn des Inzestmythos vertrat, bereitete er Freud schonend darauf vor. Freud hatte sich, von Jungs Idee angesteckt, zur selben Zeit ebenfalls auf das Gebiet der Religionspsychologie gewagt; die Frucht seiner Bemühungen betitelte er „Totem und Tabu“. Wenn Jung im November 1911 absichernd schreibt: „Es ist dafür gesorgt durch unsere persönliche Verschiedenheit, dass auch unsere Arbeit sehr verschieden sein wird“, so ist nicht auszuschliessen, dass er dabei Äusserungen Freuds noch im Ohr hatte, etwa jene Bemerkung Freuds vom November 1909 im Zusammenhang mit Stekel, dass „gegen Diskussionen im eigenen Lager, aber

immerhin auf positivem Boden“ gar nichts zu sagen sei, oder die väterliche Ermahnung vom Neujahr 1907, der Psychoanalyse treu zu sein: „... geben Sie ... nichts Wesentliches preis und entfernen Sie sich nicht zu weit von mir, wenn Sie in Wirklichkeit mir so nahe stehen, sonst erleben wir noch, dass man uns gegeneinander ausspielt.“ Damals hatte Freud auch geschrieben:“ Meine Neigung geht dahin, die im Widerstand befindlichen Kollegen nicht anders zu behandeln als die in gleicher Lage befindlichen Kranken.“ Dass Freud abweichende Theorien als Widerstand gegen ihn selbst betrachtete, hatte sich gerade im Jahr 1911, im Fall Adler, bestätigt.

Da für Jung eine wissenschaftliche Wahrheit bloss eine ihn für den Augenblick befriedigende Hypothese, aber keinen Glaubensartikel für alle Zeiten bedeutete, wusste er, dass seine in den „Wandlungen“ entwickelte eigene Auffassung der Libido als psychische Energie schlechthin ihn die Freundschaft mit Freud kosten würde. Zwei Monate konnte er keine Feder anrühren, bis er sich dazu durchgerungen hatte, zur eigenen Überzeugung zu stehen. Während Jungs Briefe vom Herbst 1911 über dieses innere Ringen kaum etwas erkennen lassen, liegen einige äusserst bemerkenswerte Schreiben seiner Frau Emma an Freud vor, in welchen sie die Schwierigkeiten Jungs andeutet und Freuds Verständnis beschwört. Zu schade, dass die Antworten nicht erhalten sind.

\*

Wie vorausgesehen, entbrannte der Streit ernstlich, als Jung daran festhielt, dass der Ausfall an Wirklichkeitsfunktion bei Dementia praecox sich nicht auf eine Verdrängung der Libido (definiert als Sexualhunger) reduzieren lasse wie bei der Hysterie; Freud beharrte jedoch darauf. Wenn dieser im März 1912 schreibt: „In unser beider Verhältnis zur Psychoanalyse liegt die unerschütterliche Basis unserer persönlichen Beziehungen“, so könnte daraus abgeleitet werden, dass Freud tatsächlich die Anerkennung seiner Lehre als Voraussetzung der Freundschaft sah. Er äusserte, nachdem Jung seine Interpretation des Inzesttabus vorgelegt hatte, seine „starke Antipathie“ dagegen und erklärte, sie habe eine „fatale Ähnlichkeit mit einem Theorem Adlers“ (den er als „paranoische Intelligenz“ qualifiziert hatte). Die „Parallele zu Adler“ war für Jung eine „bittere Pille“.

Als Freud an Pfingsten 1912 nach Kreuzlingen fuhr, um Binswanger zu besuchen, schmollte Jung – zu Unrecht, wie er später eingestehen musste – darüber, dass Freud nicht auch nach Zürich kam und dass Freud ihm den Besuch – wie Jung auf Grund eines Versehens meinte – auch nicht rechtzeitig angezeigt hätte. Hier war Freud völlig unschuldig, und die Verstimmung beider über die „Geste von Kreuzlingen“ war tief. Nachdem Jung von einer Vortragsreise aus den USA zurückgekehrt war, schreibt er im November 1912: „Ich bedaure es ausserordentlich, wenn Sie glauben, dass nur Widerstände mich zu gewissen Änderungen“ – an der psychoanalytischen Theorie – „bestimmen“. Die Abkühlung der Beziehung zeigt sich auch im nächsten Brief Freuds: die langjährige Anrede „Lieber Freund“ heisst nun plötzlich „Lieber Herr Doktor“. Zwar kam bei einem Zusammentreffen in München im selben Monat eine letzte Versöhnung zustande, wobei Freud allerdings eine Ohnmacht erlitt.

\*

Die nächsten Briefe sind geprägt vom Bemühen, doch noch eine sachliche Auseinandersetzung über die theoretischen Differenzen zu führen. Als Freud jedoch im Zusammenhang mit seiner Ohnmacht von einem „Stückchen Neurose“ sprach, zugleich aber Jungs Arbeit mit einer diesen in Rage bringenden Bemerkung kurz abtat, griff Jung Freuds Neurose auf und warf ihm vor, dass er sich seinerzeit gegen eine weitere Analyse durch Jung (auf der gemeinsamen Amerikareise von 1909) gestäubt hatte aus Furcht, seine Autorität zu verlieren. Freud ging aber nicht darauf ein, legte jedoch bald einen Verschreib Jungs als Fehlleistung bloss, worauf Jung vollends explodierte und sich gegen Freuds Technik empörte, seine Schüler wie Patienten zu behandeln: „Sie weisen rund um sich herum allen Symptomhandlungen nach, damit setzen Sie die ganze Umgebung auf das Niveau des Sohnes und der Tochter herunter, die mit Erröten die Existenz fehlerhafter Tendenzen zugeben. Unterdessen bleiben Sie immer schön oben als Vater.“ Jung erklärte sich dieses Verhalten aus der fehlenden Lehranalyse Freuds und folgert: „Sie wissen ja, wie weit ein Patient mit Selbstanalyse kommt, nämlich nicht aus der Neurose heraus – wie Sie.“ Weiter schreibt Jung, er wolle öffentlich zu Freud halten, insgeheim aber „in meinen Briefen anfangen Ihnen einmal zu sagen, was ich wirklich über Sie denke. Ich halte diesen Weg für den anständigsten.“

Freud verfasste eine Antwort, in der er die Vorwürfe in massvollem Ton zurückwies, doch schickte er dieses Schreiben nie ab. In einer zweiten Fassung, die Jung erhielt, lehnt er es ab, Jungs Brief zu beantworten, fügt jedoch hinzu: „Es ist unter Analytikern ausgemacht, dass keiner sich seines Stückes Neurose zu schämen braucht. Wer aber bei abnormem Benehmen unaufhörlich schreit, er sei normal, erweckt den Verdacht, dass ihm die Krankheitseinsicht fehlt. Ich schlage Ihnen also vor, dass wir unsere privaten Beziehungen überhaupt aufgeben.“ Mit gleichem Datum, 3. Januar 1913, schreibt Jung: „Wenn Sie aber einen freundschaftlichen Standpunkt mir einräumen, dann fordere ich Gegenrecht, und ich werde Ihnen dieselbe analytische Fürsorge angedeihen lassen, die Sie mir zeitweise offerieren.“ Nachdem er Freuds kreuzenden Brief erhalten hat, antwortet er: „Ich werde mich Ihrem Wunsche, die persönliche Beziehung aufzugeben, fügen, denn ich dränge meine Freundschaft niemals auf ... ‚Der Rest ist Schweigen‘.“

Die wenigen weiteren Briefe waren nur noch geschäftlicher Art. So fand die Freundschaft der beiden „harten Köpfe“ – der eine schon auf dem Höhepunkt seines Wirkens, der andere erst in den Jahren danach die persönlichen Erfahrungen für sein späteres Schaffen erlebend – anfangs 1913 ihr unglückliches und psychologisch unrühmliches Ende.

Es wäre müßig, heute darüber zu orakeln, ob sich der Bruch mit etwas mehr Toleranz Freuds und einer taktvolleren Haltung Jungs hätte vermeiden lassen. Auch die Antwort auf die Frage, was vorzuziehen sei: Freuds distanzierende Zurückhaltung und formale Korrektheit oder Jungs bewusst mit respektloser Emotion entgegengeworfene Vorwürfe, dürfte wohl kaum vom psychologischen Standort des heute Antwortenden loszulösen sein. Hingegen könnte das umfangreiche, neu vorliegende Material der Briefe die Anregung rechtfertigen, dieses zusammen mit andern Quellen zu einer polemiklosen Studie darüber zu verwenden, ob Jungs Vorwurf zutrifft, dass Freud die Qualifizierung abweichender Lehrmeinungen als Widerstandssymptome zur neurotisch

bedingten Abwehr jedes Zweifels an seinen zu Dogmen erhobenen Theorien missbrauchte, oder ob die zahlreichen „Abfälle“ von Freud (Jung und Adler sind nur zwei Beispiele einer ganzen Reihe) tatsächlich aus ihrerseits neurotischen Widerständen erfolgten, wie Freud behauptet.

Wägt man den Wert der Briefe aus den Jahren 1906 bis 1913 gesamthaft, so zeigt sich bei Freud, wie schon zuvor und auch später, ein brillanter Stil und eine bewundernswerte Prägnanz des Gedankengangs; Jung stellt sich in dieser frühen Epoche als Bewunderer Freuds noch so in dessen Schatten, dass es erst seiner geistigen Verselbständigung bedurfte, bis seine eigentliche Grösse sichtbar wurde. Im Vergleich zu den späteren Briefen Jungs ab 1930 sind jene dieser Periode tatsächlich von geringerer Bedeutung, sieht man von ihrem historischen Wert und ihrem dokumentarischen Zeugnis für Jungs persönliche Entwicklung ab.

---

*Sigmund Freud, CG Jung: Briefwechsel, S Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1974*